

7)

Niobe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Jonas Lie.

„Wenn wir uns an die Logik halten wollen, Herr Doktor,“ nahm Thetla tapfer den Handschuh auf.

„Frauenzimmerlogik — natürlich, natürlich!“ höhnte er, „die ist weltberühmt. Lassen Sie sich um Gotteswillen nicht mit dem Voigt auf Weltverbesserungsideen ein! Er ist so überaus zufrieden mit der alten Ordnung der Dinge. — Sie wissen ja, es giebt Leute, die sich bequem in ihren alten Stiefeln fühlen, daß sie sie lieber hundertmal flicken lassen, statt sich ein Paar neue zu kaufen. So einer ist aber der Voigt!“

Fräulein Feirings kleine, runde, unruhig blickende Augen erinnerten etwas an die einer Maus, wenn sie hin und her huscht und zwischen der Umzäunung des Feldes nach einem Ausweg sucht. Sie war sich offenbar nicht klar darüber, ob sie sich an einem so scharzhaften Ausgang der Frage sollte genügen lassen, und schlauete schweigend und langsam einen Wiffen nach dem andern mit reserviertem Ausdruck hinterher.

„Sie machen mich ganz ängstlich, Herr Doktor,“ sagte sie endlich. „Ich habe ein Gefühl, als sollte ich nach dem Winkholm oder irgend einem andern weltvergeßenen Orte geführt werden. Also keine Menschenseele, mit der man über das sprechen könnte, was sich draußen im Leben zuträgt. Ich soll nur Englisch und Französisch, Geographie und Weltgeschichte wiederkauen wie eine echte Gouvernante, und mir nie einfallen lassen, dem Herrn des Hauses zu widersprechen. — Offen gestanden, Herr Doktor, ist ein Wesen wie das, welches hier sitzt, nicht so gefaselt?“

„Es hilft keinem Minister, sich um einen Kopistenposten zu bewerben, das wissen Sie ja, Fräulein Feiring. Man kann auch unverkäuflich werden, weil man eine zu feine Ware ist; es taugt niemals, geistige Bedürfnisse zu haben, die über die Stellung hinausgehen.“

„Mit andren Worten, die ungerecht eingerichteten Gesetze der menschlichen Gesellschaft transportieren mich jetzt nach meinem Sibirien,“ rief sie aus.

Winka war ganz warm geworden und nahm lebhaften Anteil an der Unterhaltung. Sie hatte ein Gefühl, als prickelte und steche ihr etwas in den Augen.

Und Kjell saß ganz empört da.

Da saß der Vater und überschüttete sie mit seinen bäurischen Angriffen, begriff nicht, daß er es hier mit seinen raffinierten Nervensträngen zu thun hatte.

Er sprang plötzlich vom Stuhl auf.

„Ja, Vater, ich sollte also folglich keine Ansprüche auf geistige Bedürfnisse gehabt haben, so lange ich nichts verdiente? Gewinne ich aber morgen erklecklich bei meinem Holzhandel, so darf ich mir geistige Ansprüche erlauben! Das ist so borniert und veraltet, daß — Heutzutage haben wir alle das Anrecht auf geistige Bedürfnisse, das will ich Dir nur sagen —“

„Ja, Ihr alle mit Euren geistigen Ansprüchen!“ murmelte der Doktor. „Du erzählst doch selber neulich, Du habest einen Pietisten aus Deinem Sägewerk weggejagt, weil er, statt zu sägen, hatte befehlen wollen. Ich glaube, Du regelierst ihn mit dem Stompliment, daß er für Dein Werk ein viel zu großer Geist sei.“

„Ach, so etwas — eine reine Ausnahme, auf ganz andren Umständen begründet,“ wies Kjell ab. Er machte eine eigne Bewegung mit dem Kopf, die bedeuten sollte, daß der Vater zufällig nicht ganz auf der Höhe der Situation sei.

„Wirklich, eine eigentümliche Dame, gelinde gesprochen,“ sagte er zu sich. „Schon allein, wenn sie den Nacken beugte und etwas sagte — so ein pitantes, verstecktes, überlegenes Lächeln.“

„Und nun der kleine Zug, daß sie so aus Gewohnheit die Handschuhe auf dem Schoß liegen ließ, während sie aß. Wirklich rührend, daß sie so verurteilt sein sollte, Sklavendienste beim Voigt zu verrichten.“

Er hätte wohl Lust gehabt, ihr dies oder jenes anzuvertrauen in Bezug auf die gefährlichen Unternehmungen,

die er — zum Beispiel, wie er über das fingerdicke Eis gefahren war, um an Rechtsanwalt Ring vorbeizukommen und der erste auf der Auktion zu Akerstäd zu sein. Und dann, was er jetzt in geschäftlicher Beziehung wagte und wie er sich zweimal täglich beinahe tot ängstigte, wenn die Post kam, weil die daheim nichts von seinem Vorhaben wissen sollten, weil er ihnen den Frieden nicht stören wollte —

„Ja, Fräulein Feiring,“ sagte der Doktor, als der Kaffee getrunken war, „es ist keine Ungastlichkeit, wenn ich Sie jetzt in das Schneetreiben hinausjage. Aber wenn es heute abend nicht mehr zu spät werden soll, müssen wir schon gehen. Sie wieder aufzumanteln und in den Schlitten zu paden.“

„Und dann — Klingelengeling — geht es nach Sibirien,“ scherzte das Fräulein, indem es für die fremdliche Aufnahme dankte und aufbrach. „Ich kann jedenfalls sagen, daß ich unterwegs auf einer angenehmen Station Rast gemacht habe.“

„Die Redaktion nimmt alles, was Sie schreiben,“ flüsterte sie Winka zu, als diese ihr die Ueberstrimpfe anhalf. „Wir müssen aber auf irgend eine Weise miteinander korrespondieren.“

Als man Fräulein Feiring in voller Reisekleidung hinausleuchtete, wartete Kjell in der Hausthüre, in die der Schnee hineinwehte, im Pelz, die Peitsche in der Hand.

„Es ist dunkel und an vielen Stellen des Flußufers gefährlich glatt, gnädiges Fräulein, und wenn Sie nichts dagegen haben, so glaube ich, es wäre das Beste für Sie, wenn ich Sie diese zwei Meilen bis zum Voigt führe.“

„Das nenne ich einen aufopfernden Zug bei Ihnen, Herr Fabrikbesitzer. Ich fürchte mich wirklich so herzlich vor dem Ganzen,“ ertönte es aus all den wärmenden Hüllen heraus.

„Sub — soll ich hier in der Tiefe liegen?“ fragte sie, als sie draußen im Dunkeln in den Schlitten und in den Fußsack gesteckt wurde.

Der Schnee knirschte unter den Schlittenschuhen. Kjells beruhigendes Murmeln tönte von unten zu ihr herauf, während er dem mit dem Hufeisen klappernden Pferd einen scharfen Schlag mit der Peitsche versetzte.

Dann verlor sich das Schellengelingel im Nebel hinter dem Hügel.

Im Wohnzimmer war es jetzt dunkel und nur aus dem Wohnzimmer drang der Lichtschimmer der Lampe herein.

Am Ofen standen noch die beiden Stühle, auf denen Fräulein Feirings Reisezeug gelegen hatte. Und Winka ging da drinnen leise auf den Zehen umher wie ein Schatten, damit niemand auf den Einfall kommen sollte, sie zu rufen und zu stören.

Es war, als könnten die Erlebnisse des Tages noch festgehalten werden, so lange die beiden Stühle dort unberührt standen. So lange war Fräulein Feiring noch anwesend und versicherte sie, daß ihr Artikel gedruckt werden — wirklich mit Ueberschrift und allem im „Zwanzigsten Jahrhundert“ stehen sollte.

Unter einem der Stühle bemerkte sie einen kleinen, hellen Gegenstand.

Eine Cigarette, gewiß eine sehr feine, und gerade an der Stelle, wo Fräulein Feirings Muff gehangen hatte.

Sie steckte sie schnell ein. Hier hatte sie etwas Wirkliches, woran sie sich halten konnte.

Sie schwebte mit ihrem unruhigen Glied umher, ohne sich Lust machen zu können, wunderte sich von Zeit zu Zeit, während sie zwischen den andren am Theetisch saß, über ihre eigne anonyme Größe.

Wenn sie gewußt hätten, wenn sie geahnt hätten, daß sie, die hier saß und ihr Butterbrot kauen herunterbringen konnte, teil nahm an dem Kampf draußen in der Welt!

Sie kam sich zwischen ihnen beinahe vor wie ein geheimnisvolles Nitroglycerin oder Dynamit. Sie warf den Kopf ganz stolz, beinahe kriegerisch in den Nacken, als sie sich über Fräulein Feiring stritten; sie konnte wohl überschauen, was man hier auf dem Lande meinte und dachte.

Was für Augen Herr Schultheiß wohl machen würde, wenn er es wüßte?

Nach Tisch setzte sie sich ans Klavier und spielte den Triumphmarsch und allerlei capriciöse Sachen.

Und Schulteiß nahm seinen gewohnten Platz hinter dem Instrument ein.

Sie sah ihm, blizte ihm, lachte ihm in die Augen, wie er dort saß, den Nacken gegen das Notenbord gelehnt, und den Schatten seines Profils Napoleon ähneln ließ.

Minkas bewegliches, wechselndes Gesicht beherrschte ihn völlig.

Sie hob den Kopf würdevoll und war imposant. Und Schulteiß war hingerissen, in bleiches Entzücken versunken. Als er sich, gleichsam in einem Rausch, zur Schlafenszeit verneigte, sah sie ihn mystisch vielsagend an. Und seine Hände zitterten an dem Treppengeländer, als er sich hinauf auf sein Zimmer begab.

Spät am Abend oben im Schlafzimmer, als sie sich vergewissert hatte, daß die Schwestern schliefen, warf Minka einen Kleiderrock und einen Shawl über.

Und draußen auf dem Boden saß sie im Finstern und sann und rauchte und war „europäisch“ und schwelgte, bis sie fühlte, daß ihr ein längerer Aufenthalt in der Kälte nicht zuträglich sein dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Also der Kanzler wird mit August Scherl Deutschland mit einer Sparlotterie und einem Wochenblatt, genannt: „Die Sprechstelle im Dienste des öffentlichen Lebens“ überziehen. Auf dem Gebiete bin ich Fachmann. Für's Sparen habe ich seit jeher eine tiefe, wenn auch unglückliche Liebe. Und ein paar Duzend Lotterielose habe ich auch auf dem Gewissen; in Wien habe ich sogar einmal eine Handvoll Lottozettel mit Hilfe eines Traumbuches ausgewählt und erstanden. Da ich überdies längst es müde bin, die Menschheit mit Umsturz zu vergiften und mich gern für anständige und gemeinnützige Gesinnung anstellen lassen möchte, bewerbe ich mich hiermit — Scherl und Wilow höre es! — um die Chefredaktion der „Sprechstelle im Dienste des öffentlichen Lebens“, von der ich voraussetze, daß der Redakteur auf diesem Posten nur zu sprechen und nicht zu schreiben braucht. Als Befähigungsnachweis unterbreite ich den genannten beiden Gönnern hiermit ein paar Inhaltsproben aus der „Sprechstelle“, so wie ich sie mir denke, und lege der Hoffnung, mit meinem Besuch keine Fehlbitte gethan zu haben.

Eine Schrift des Reichskanzlers. Als erster Gratulant anlässlich des 20 000 000. Mitglieder der Sparspielvereinigung fuhr heute in aller Frühe der Reichskanzler Graf Wilow bei unserm Scherl vor, der ihm denn auch eine längere Audienz in seinem mit Lotterielosen prachtvoll tapezierten Spararbeitszimmer gewährte. Die beiden Männer vertieften sich zunächst in ein längeres Gespräch über innere und äußere politische Fragen bedeutender Art; aus naheliegenden Gründen verbietet sich die Wiedergabe. Erwähnen aber dürfen wir, daß Graf Wilow unserm Scherl seine größte Anerkennung ausgesprochen hat, indem er unter anderm bemerkte: Früher habe man oft von einer gewissen sozialen Frage geredet. Er, der Kanzler, habe zwar immer das für blauen Dunst gehalten; immerhin freue er sich, daß heute kein Mensch mehr davon rede. Das sei das ausschließliche Verdienst der Scherlschen Sparlotterie. Der Reichskanzler hatte diesen Gedanken in einer längeren Schrift zu Papier gebracht und bot den Verlag unserm Scherl an. Scherl hat indes noch keine Zusage gegeben, da er den literarischen Wert erst mit seinem Barbier prüfen muß. Ein etwas peinlicher Zwischenfall entstand am Schlusse der Audienz. Graf Wilow mußte betonen, daß er selbst kein Mitglied der — wie es im Volksmund prägnant heißt — Sparlotterie sei. Aber er fügte hinzu, er werde unverzüglich sich mit einem 4 Mark-Beitrag beteiligen; denn er sehe ein, daß auch seine Existenz nicht gesichert sei, man könne ja nie wissen. Mit einem einmütigen Wort erklärte der Kanzler: „Der erste Beamte des Reichs muß auch der erste Sparspar des Reichs sein; ich werde es fortan sein“. Mit einem herzlichen Händedruck entließ darauf Scherl den Grafen.

Riesenstreit beigelegt. Seit ungefähr sechs Monaten herrscht im Industriebezirk ein Streit der Kohlenarbeiter, an dem rund 150 000 Personen beteiligt sind. Wir haben unsere Lesern von dem Vorkommnis bisher keine Mitteilung gemacht, da wir es prinzipiell vermeiden, durch Aufdeckung der Nachtseiten des Lebens die edlen Gesinnungen unserer Mitglieder zu beunruhigen. Jetzt jedoch hat die Sache dank dem Eingreifen unsres Scherls ein glückliches Ende genommen. Die Arbeiter behaupteten, sie streikten deshalb, weil sie mit den sozialen Verhältnissen unzufrieden seien. Als Scherl den Kriegsschauplatz der Arbeit betrat, erlachte er sofort die tiefer liegenden Ursachen des Konflikts. Scherl stellte fest, daß die streikenden Arbeiter durchweg nicht Mitglieder der Sparstelle seien. Er machte folglich diesen Vermittlungsvorschlag: Die Unternehmer sind verpflichtet, für jeden ihrer Arbeiter zwecks Beitritt zur Sparlotterie die Woche 50 Pfennige bis 4 Mark vom Lohn abzuziehen.

Die Arbeiter begrüßten diesen Vorschlag mit Jubel und die Arbeit ist bereits wieder in vollem Umfang aufgenommen.

Guten Bürgergeist bewährte einer der ältesten Leser der „Sprechstelle“. Durch die Unachtsamkeit eines Beamten, der inzwischen wegen des Versuchs der Verächtlichmachung einer Staatseinrichtung mit drei Jahren Zuchthaus bestraft worden ist, wurde der 84-jährige Sparspieler Wilhelm Schmidt bei der Abholung der Wochenbeiträge übersehen. Obwohl nun Schmidt in der vorausgegangenen Nacht drei Schlaganfälle erlitten hatte, ließ er es sich nicht nehmen, den verheerend nicht abgeholtten Wochenbeitrag von 50 Pf. persönlich in die nächste Zahlstelle zu bringen. Kaum hatte er sein Scherlein abgeliefert, da brach er zusammen und war eine Leiche. Ein selbiges Ende, das in den weitesten Kreisen der Bevölkerung Nachahmung verdient!

Zum Volksfest gestaltet sich immer mehr der große Tag, an dem die Lotteriezählung stattfindet. Gestern waren auf dem Tempelhofer Felde nicht weniger als 300 000 Menschen versammelt, sie waren zum Teil aus Australien und dem Südpolarkontinent herbeigezogen. Kaffeelochend und scherzend vertrieb man sich die Zeit. Bisweilen wurde ein Lätzchen gewagt. Endlich kam der erhabene Moment. Scherl selbst stand neben dem vor Aufregung zitternden Waisenknecht, der die Glücksnummer zog. Ein millionenstimmiger Jubelschrei hallte über das Feld: Ein alter Mann, der seit 40 Jahren zumeist im Asyl für Obdachlose wohnt, hatte ein Viertel des großen Loses gewonnen. Im Triumph wurde der Glückliche durch die Menge getragen. Es beweist die volksveredelnde Kraft des Scherlschen Sparspielsystems, daß niemand dem andern seinen Gewinn neidet. Jeder geht mit dem Bewußtsein nach Hause: Das nächste Mal komme ich daran.

Kein Zufall. Neulich beschwerte sich jemand bei der Redaktion, daß er, obwohl er seit dem sechsten Jahre spare — er ist heute ein Siebziger —, doch niemals gewonnen habe. Nähere Nachforschungen ergaben, daß der Mann seit seiner Kindheit nicht an Gott glaubt, vor Scherl und dem Monarchen keine Achtung zeigt und keinem Kriegerverein angehört, ja sogar philosophische und aufklärerische Schriften gewohnheitsmäßig liest. Der Fall mag zur Warnung dienen. Unsrer sorgfältige Statistik ergibt, daß nicht der Zufall entscheidet, sondern das Verdienst. Nur wer eine lautere Gesinnung hat, wird bei unsrer Lotterie von jener Macht begünstigt, die man Glück nennt, die aber in Wahrheit eine weise Forderung darstellt. Diese Thatsache braucht aber niemanden abzuhalten, sich an der Sparlotterie zu beteiligen. Denn die Erfahrung hat auch gelehrt, daß selbst der wütesten Socialdemokrat schon nach viertwöchentlicher Lektüre unsrer Sprechstelle zu einem gesitteten Mitglied der Gesellschaft wird und danach auch die Aussicht hat, eine Prämie zu erzielen.

Einberufung des Reichstages. Seit zehn Jahren wird zum ersten Male der Reichstag einberufen, der Dank unsrer Sprechstelle während der ganzen Zeit überflüssig geworden war. Blödsinnig aber ist eine politische Frage am Horizont aufgetaucht, deren Wichtigkeit so groß ist, daß man sich entschlossen hat, das Parlament zu Rate zu ziehen. Es handelt sich darum, ob der neubegründete Verdienstorden für fünfzigjähriges Sparspiel am orange-gelben oder lackfarbenen Bande getragen werden soll. Die Debatten werden voraussichtlich sehr hitzig werden, aber wir geben uns der Erwartung hin, daß sie vom Geiste jener echten Verschönlichkeit getragen sein werden, der alle Brüder und Schwestern der Sparlotterie auszeichnet. Inzwischen bitten wir die Leser der Sprechstelle, sich über die Frage zu äußern.

Wunder der Dressur. Im Circus Buschmann tritt gegenwärtig ein Tierhändler auf, der seine 25 Tiger so weit gebracht hat, daß sie allwöchentlich pünktlich ihre Beiträge an die Sparlotterie abliefern. Angesichts dieser Thatsache schämt man sich für die Menschheit, in der immer noch einige Individuen umherlaufen, die von der gewaltigen Gründung Scherls nichts wissen wollen.

Die Ursache der Panik. Die Ursache der großen Theaterkatastrophe in Eskimopolis, bei der 1500 Menschen umkamen, haben wir jetzt ermittelt. Keiner von den verbrannten Personen war in der Sparlotterie. Deshalb drängte alles hinaus, um seinen Geschäften nachgehen zu können. In dem Gedränge kam dann natürlich niemand heraus. Wie anders wäre die Sache verlaufen, wenn die Unglücklichen zur Sparlotterie geschworen hätten. Dann wären sie sämtlich ruhig im Saale geblieben, da sie ja sicher waren, daß, gleichgültig, wie der Verlauf des Brandes sein würde, ihre Sparbeiträge von 0,50, 1, 2 und 4 M. doch pünktlich vom Hause abgeholt werden würden. —
Joc.

Kleines feuilleton.

— Das Bäuerlein und der Dolm. Die „kölnische Volkszeitung“ erzählt: Ein „bieberes“ Bäuerlein aus Freuden führte bei dem Kölner Ober-Landesgericht einen Prozeß, der die Auflösung eines Kaufgeschäftes zum Gegenstand hatte. Er verlor denselben, da nachgewiesen wurde, daß er seinen Vertragsgegner bei dem

Kaufabschluß durch Verschweigen wesentlicher Mängel des Kaufobjektes arglistig getäuscht hatte. Bei der Letztüre der schriftlichen Urteilsausfertigung, die dem Bäuerlein vom seinem Anwalt zugestellt wurde, war ihm die häufige Erwähnung des „Dolus“, der wohl, wie er herausfand, für die Entscheidung ausschlaggebend sein mußte, höchst auffällig. Von dem Umstand, daß er selbst diesen Dolus geschaffen hatte und damit dessen geistiger Urheber war, davon hatte er freilich keine Ahnung. Er glaubte vielmehr, daß der Dolus ein Zeuge sei, welcher ungünstig für ihn ausgesagt und dadurch den schlechten Ausgang des Prozesses für ihn herbeigeführt habe. „Diesen Dolus, den Schuft will ich meineidig machen,“ so äußerte er sich zu einem ihm befreundeten Nachbarn. Gesagt, gethan! Mit der ausgesprochenen Absicht, den Zeugen Dolus bei der Staatsanwaltschaft wegen Meineids zur Anzeige zu bringen, betrat er das Kölner Justizgebäude. Dort trug er dem ersten ihm be gegnenden Gerichtsdiener sein Anliegen vor, und dieser, ein Witzbold, verwies ihn an die zuständige Stelle, nämlich die Anmeldestube der Staatsanwaltschaft. Hier wurde das Bäuerlein auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht und belehrt, daß der böse Dolus in seinem eignen „Ich“ personifiziert sei. Strollend zog er sich hierauf mit den Worten zurück: „Die Häre däte och besser, sie schriebe dütsch, damit die Vore et och verstonn.“ — Da hat der Bauer nicht so ganz unrecht. —

k. In einer Indianerschule. Auf seiner Amerikareise hat Jules Huret Gelegenheit gehabt, die Indianerschule bei Grand Junction zu besuchen, und er schildert nun in einem Aufsatz im „Figaro“ seine Beobachtungen. „Das Schulgebäude liegt inmitten einer kahlen, trüben Ebene, die in der Ferne von felsigen Bergen umgeben ist. Die Schule besteht aus zehn Leichten, billigen Bauten aus Holz und Ziegel. Kein Baum, kein Fluß. Der Direktor der Schule, Theodore G. Lemmon, rühmt sich, der Direktor zu sein, der am längsten dieselbe Stelle innehat, schon dreizehn Jahre. Er erklärte mir zuerst, daß die Schule im ganzen 160 Schüler zählt, 120 Knaben und 40 Mädchen. Was lehren Sie sie?“ „Alles. Oder wenigstens versuchen wir es. Englisch, Lesen, Schreiben, alle Kurse bis zum siebenten Grade, dann Ackerbau, Bewässerung, Zimmerhandwerk, Schuhmacherei, Kleiarbeit, Näherhandwerk, Sattlerei, Malerhandwerk. Die Mädchen lehren wir die häuslichen Wissenschaften, die Küche, das Nähen, Verarbeiten, Ausbessern, Wäsche, Korbmacherei, Milchwirtschaft und die allgemeine Hausführung.“ Er ließ mich die Massen besichtigen. Es waren Elementarclassen, was man an den auf der Tafel stehenden Buchstaben und an der Art der Lehrgegenstände sah, die ersten Elemente des Englischen, des Rechnens oder der Geographie. Die Knaben sahen außerordentlich ernst, sogar wild aus. Ihre tintenschwarzen Haare, die in der Mitte geschneitelt waren, ließen an dem Schädel und glänzten unter dem Fett oder Del; ihre knochigen Gesichter mit den vorspringenden Wadenknochen, ihr bernsteingelber Teint ließen sie als Nachkommen oder Brüder der Mongolen erscheinen. Die Mädchen sehen weniger wild aus. Sie lachen lieber. Aber hier wie in China wird es einem ungeübten Auge schwer, den Unterschied der Geschlechter an dem Gesicht zu erkennen. Etwas Männliches und Starkes bringt sie einander nahe. Zum Glück ist der Anzug verschieden. „Sehen Sie auch den Unterschied im Knochenbau,“ bemerkt der Direktor. „Tatsächlich haben die zwölf- bis siebzehnjährigen Knaben Schultern und Kumpf wie Zwanzigjährige.“ „Außer Apachen haben wir hier Moki, Papagoes, Navajo und Utes.“ „Wodurch unterscheiden sie sich?“ „Die Apachen sind am leibhaftigsten und intelligentesten, wenigstens begreifen sie am schnellsten. Dann kommen die Moki. Die andren haben mehr Anlage für die mechanischen Künste.“ Der Direktor führte mich durch die Küchen, die Schlafräume, die andren Gebäude. Alles war gut gehalten, die Betten waren blendendweiß, alles in bester Ordnung. „Wie rekrutieren Sie Ihre Schüler?“ „Das ist nicht leicht,“ und er erklärte mir, daß er sie selbst holen muß, sehr weit, im Reservatgebiet, von überallher. Man bezahlt ihnen alles, Reise, Kleidung, Aufenthalt, Unterricht und Rückreise. „Und doch findet man sie schwer, weil sie ihre Wälder nicht verlassen wollen. Sie wollen unter dem Regier bleiben; um so schlimmer für sie.“ „Sie glauben also nicht, daß die Rothhäute den Regern überlegen sind?“ „Oh nein, der Regier ist viel weiter fortgeschritten und sehr viel entwicklungsfähiger.“ „Welche Eigenschaften haben sie denn?“ „Eine ungeheure Be flissenheit für die Nachahmung materieller Sachen, eine Geduld, die nichts auf Erden übertreffen kann. Eine Art fixer Idee erseht bei ihnen den Willen oder ist vielmehr eins mit ihm, sobald man ihnen irgend etwas hat beibringen können. Aber das ist so mühevoll.“ „Ist das nicht der Beweis einer starken Persönlichkeit?“ „Aber doch einer Persönlichkeit, die sich langsam öffnet, arm im Geist ist. Das Spiel ist ihre Sache, Basketball oder Baseball. Sie sind manchmal zu müde zum Arbeiten, aber nie zum Ballspiel.“ „Und Bogen und Pfeile?“ „Sie ziehen das Gewehr vor, sobald sie es kennen. . . . Am schlimmsten ist ihre Furcht vor dem Lächerlichen. Wenn man nicht immer daran denkt, kann man nichts mit ihnen machen. Sie würden sich eher töten lassen, als selbst einzuwilligen, eine Minute lächerlich zu bleiben. Die Mädchen sind sehr viel leistungsfähiger.“ —

Theater.

Trianon-Theater. „Madame X“. Schwan in drei Akten von Cabanli und Verr. — „Biscotte“, die während der ersten Winterhälfte im Trianon die Herrschaft führte, gehörte zu den feineren Pariser Fabrikanten. Der Dialog war witzig pointiert,

es gab amüsant-satirische Bilder aus dem Gesellschaftsleben und mindestens doch Absätze einer psychologischen Behandlung. „Madame X“, die Ablösung „Biscottes“, läßt sich nicht einer dieser Vorzüge nachrühmen. Der Schwan ist Duhendware mit einem Minimum von geistigen Unkosten nach der altbewährten Methode möglichst komplizierter Durcheinanderschüttelung hergestellt. Man lacht wohl hier und da, doch ohne des Lachens froh zu werden. Die krampfhaften Verrenkungen wirken auf die Dauer verdrücklich.

Die Suche nach neuen Effekten hat die Autoren diesmal auf medizinisches Gebiet geführt. Es sind Fälle beobachtet, wo nach plötzlicher Erschütterung partielle Störungen des Gedächtnisses von längerer oder kürzerer Dauer eintreten. Ließe sich, das ist das Problem, diesem Anglüd nicht eine tomische Seite abgewinnen? Man nehme an, eine verheiratete Dame aus der Provinz sei nach Paris gereist, um ihren Liebhaber zu besuchen, sie falle auf der Straße in Ohnmacht, werde von einem gutmütigen Herrn zur Pfllege in seine Junggesellenwohnung gebracht und erwahe dort vollkommen gesund, aber absolut unfähig, sich irgend eines Eigennamens zu erinnern. Sie wisse weder wie sie selbst, noch wie ihr Gatte, noch wie das Ziel ihrer Wünsche, der Liebhaber, heißt. Man füge hinzu die Exercitien, die der gutmütige Pfleger, um dem Gedächtnisse der unbekanntenen Dame X auf die Spur zu helfen, mit ihr vornehmen wird, unterlasse, daß er durch ihr Verbleiben selbst in kompromittierender Verdadat geräte usw. Die Szenen, die unmittelbar aus dieser findig erkügelten Situation sich ergeben, sind die besten des Schwanles, da ist manches, was wenigstens im Augenblick drollig aussieht. Aber das Pulver ist rasch verschossen. Am den abendfüllenden Umfang zu erreichen, wird das bißchen halbwegs Vergnügliche durch einen Massenaufguß ganz langweiligen Anspruchs verbünnt und langgezogen.

Die Aufführung fand den gewohnten Beifall. Hans Junkermann erfreute in der Rolle des Pflegers wieder durch seinen eigenartigen, trockenen Humor. — dt.

Kunst.

Ausstellung der Münchener Seceffion in Künstlerhaufe. Zum erstenmal prangte an den Säulen Berlins das goldene Mosaikplafat der Münchener Seceffion mit dem Athenetopf von Stud. Die Münchener Seceffion will nicht mehr in Gemeinschaft mit andren Vereinigungen hier ausstellen. In den Räumen des Künstlerhauses hängen ihre Bilder. Sie sind unter sich.

Auf den ersten Blick — wenn man die ersten Rundgänge hinter sich hat — fällt eines auf. Man erwartete von der berühmten Seceffion Münchens, die es für nötig hielt, sich säuberlich von andren zu trennen, irgendwie auffallende Thaten. Unwillkürlich meinte man, etwas ganz Besonderes zu sehen zu bekommen. Dies ist nicht der Fall. Es sind auch nicht einmal die Namen vertreten, die für uns von vornherein mit dem Namen der Münchener Seceffion verknüpft sind. Exter, Habermann, Keller, Zügel, Uebe, Samberger — das sind die bekannteren Namen, die hier vertreten sind. Aber auch sie halten sich sehr auffällig zurück. Es ist auf der ganzen Ausstellung kein Bild, das die Aufmerksamkeit auffallend auf sich lenken will. Dies berührt zuerst merkwürdig.

Allmählich glaubt man, eine Absicht dahinter merken zu müssen. Die Berliner Seceffion ist nicht so zahm und sorgt dafür, Schlager zu haben. Sie arbeitet — sieht man diese Ausstellung — mehr für das Publikum. Das hat tiefere Gründe und braucht nicht so äußerlich zu sein, als es zuerst wohl klingen mag.

In ganzen ergibt sich gerade aus dieser numerischen und malerischen Zurückhaltung ein Bild, das nach längerem Verweilen angenehm berührt. Es ist eine trefflich gewählte Zusammenstellung. Wer die Frühling-Ausstellungen in München selbst kennt, wundert sich nicht. Diese sind dazu da, dem jungen Nachwuchs den Vortritt zu gönnen, und die alten Bekannten treten zurück. Das Niveau ist einheitlich und gut. Ausführlicher Bericht folgt. — es.

Zur Salon Cassirer sind 30 Bilder von Louis Corinth ausgestellt, die den Zeitraum von 1886 bis 1903 umfassen. Es läßt sich daraus ein ziemlich klares Bild dieses Künstlers gewinnen, der augenblicklich von der Gunst der Meinungen so auffällig getragen wird.

Louis Corinth ist Ostpreuße. Wie kommt nun dieser Ostpreuße, dessen Naturell schwer und trüchtig ist und sich nicht tadelnd hierhin und dorthin drängen läßt, dazu, so ganz seine ihm vorgezeichneten Bahnen zu verlassen und einer Mode zu folgen, die ihm zwar äußerlich lobt, aber innerlich nie befriedigen kann?

Er beginnt mit alten, abgebrauchten Sujets. Er lernt. Er malt diese Sujets schlecht und recht, wie mans eben lernt, nach Schülerart. Die Vorbilder schimmern durch. Dann kommen Porträts in ehrlicher schwerer Art; das Porträt des Vaters und des Ohms. Fest und ehrlich gemalt. Das Milieu ist mit hineingezogen. Diese alten Kerle sitzen gewidrig an ihrem breiten Tisch und sehen den Beschauer fest an. Nichts ist hier gestunken. Noch ein andres Bild „Veranda im Dachau“ beweist, daß Corinth zu dieser Zeit — 1890 etwa — gewillt war, zu lernen, zu lernen und ruhig seinen Weg zu gehen.

Wie sehr irrte er ab! Da beginnen nun Bilder wie „Die Ver suchung des heiligen Antonius“, „Die Hezen“, „Grablegung“, „Sufanna im Bade“. Alle typisch für eine gewisse Münchener Richtung. Man merkt, es fehlt ihm hier der Boden. Er stellt sich so, als beherrschte er den Stoff, der ihm fremd, der ihm nur kam, da diese Motive allgemein verwandt wurden. Er probt mit allerlei

Freiheiten, die er lernte — seien sie auch nur äußerlicher, stofflicher Art. Ein anekdotenhafter Zug, mit einer gewissen Stottheit hingeseht, herrscht vor. Die Farbe ist noch gebunden. Nun befreit er sich auch hier. Und nun flüchtet er hin und her wie ein Irrlicht. Er meint, in Freiheit zu flüchten, und ist dabei mehr gefesselt als je. So rettet er sich dann in die Technik. Doch bei Gott — wir haben feinere Techniker! Was nützt es, im speziellen zu sehen, wie Corinth diese handhabt. Er will verblüffen.

Noch taucht einmal eine Landschaft auf. Die ist bezaubert gemalt, ein einfaches, armes Stück Land. Doch schön in der Armuth!

Dann aber kommen Bilder wie „Salome“, das Doppelbildnis „Hirschfeld und Jean“, und „Der Aktler“. In lächerlich affektierter Stellung, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, sieht dieses Ehepaar da. Darzustellenden in irgend eine willkürliche Pose hinein, unterstreicht die augenblickliche Haltung noch, und meint, das wäre Charakteristik. Es ist wirklich keine Freude, von Corinth gemalt zu werden. Da haben wir nun Vorbilder in Hülle und Fülle. Porträtmaler, die zum mindesten feinen Geschmack haben. Und nun kommt Corinth und meint, durch allergrößtes Auftragen den Mangel an innerem Beruf verdecken zu können.

Ich will davon absehen, daß sich im Verlauf seiner Entwicklung immer mehr die Sucht vorbrängt, durch pikante Wendungen zu zeigen. Ach — pikant ist viel zu fein gesagt. Grob stoffliche Reize! „Das Strumpfband“ ist dafür bezeichnend.

Man sehe sich diesen Anforge an! Das Bild des Komponisten Anforge! Kommt es Corinth nur darauf an, Farbentuschungen vorzuführen — so sehe er doch irgend einen beliebigen Menschen hint! Warum sucht er sich gerade einen Komponisten aus, der doch wohl als geistige und künstlerische Kraft erfasst sein soll. Ist das Menschen-ergänzung? Ist das Feitliche, inneres Erfassen? (Uebrigens haben wir viel feinere Techniker — wenn es immer nur auf Technik hinaus soll!) Das Künstlerische des Gesichts ist gerade so noch erfasst. Eine geradezu erschreckende Lieblosigkeit. Wie gesagt — es ist keine Freude von Corinth gemalt zu werden.

Noch einmal kommt ein Bild, das Freude macht, „Das Porträt von Peter Hille“. Es erinnert an die Porträts seines Vaters und des Ohms.

Dann aber kommt ein Sammelsucium von hingepaketen Stücken. „Stavoussel“, „Kostümkammer“ und das Ganze krönt „Der Aktler“. Stud ist ein Nestler dagegen, Stud ist feinfühlig dagegen. All das, was wegen Stud nicht gefällt — dieses Frohende, Menherlich-Beutale (nur eine Seite von Stud) ist hier mit moderner, sinnfälligerer Technik noch vergrößert, noch dicker unterstreichen und unelidlich borniert gegeben.

Gewiß — Corinth kann nicht über sich hinaus. Aber er findet sich nicht einmal zu sich selbst. Bei der heutigen Ueberfülle von Malern scheint ernstes und ehrliches Schaffen Hauptbedingung. Ist das nicht vorhanden, so fehlt jede Berechtigung. —

es.

Geundheitspflege.

ie. Wie sollen unsere Kleinsten schlafen? Die Wiege, dies allerbührende Stück deutschen Hausrats, ist jetzt so gut wie verschwunden. In Bauernhäusern ist sie noch hier und da zu finden, aber es wird viele Leute in recht erwachsenem Alter geben, die ein solches Ding überhaupt nicht mehr gesehen haben. Namentlich in den Städten ist sie ganz ausgerottet und in der Regel verdrängt durch den Kinderwagen. Mit dem Verschwinden der Wiege ist die Hygiene ganz einverhanden, aber von ihrem Ersahstück auch nicht sonderlich entzückt. Das Gedächtnis an die allerersten Kinderjahre ist im Menschen säkterat entwickelt, und wir können unseren Kleinsten ihr Behagen schließlich nur nach ähnlichen Gesichtspunkten zu schaffen suchen, wie sie sich für uns als zuträglich erwiesen haben. Sich in den Schlaf wiegen lassen, hat zwar im dichterischen Gebrauch eine sehr schöne Bedeutung, würde im buchstäblichen Sinn wohl aber fast niemand recht angenehm sein. Die feitlich schaukelnde Bewegung der Wiege ist nun freilich beim Kinderwagen ausgeschlossen, an ihre Stelle aber tritt das Hin- und Herfahren oder das Auf- und Niederwippen der Wagen auf den über den Mädem angebrachten Federn. Die Mütter mögen es sich gesagt sein lassen, eine solche Behandlung der Schlafgelegenheit ihrer Kleinen zu vermeiden und zu verbieten und daran zu denken, was wohl ein Erwachsener dazu sagen würde, wenn sein Bett in dieser Weise in Bewegung gesetzt würde. Wenn ein Kind unruhig ist, so soll man den Gründen seines Unbehagens nachspüren oder es auf andre Weise zu beruhigen, nicht aber auf irgend eine Art zu betäuben suchen. Die Geundheitspflege verlangt überhaupt, daß ein Kind von vornherein in ein feststehendes Bett und weder in einer Wiege noch in einem Kinderwagen gelegt wird. Rechterer sollte nur zum Fahren bestimmt sein oder, wenn für die gleichzeitige Anschaffung eines Betts und eines Wagens die Mittel nicht vorhanden sind, wenigstens nicht dazu bemüht werden, die Nachteile der alten Wiege fortzupflanzen und gar noch zu ver-
schlimmern. —

Humoristisches.

— Alles umsonst. „Du glaubst nicht, wie böß und eifersüchtig zugleich meine Frau ist! Auf alles, was ich zu ihr sage, hat sie entweder eine bissige, oder wenigstens eine von Eifersucht zeugende Gegenrede. Nur ein einziges Mal wenn es mir gelingen würde, sie

zufrieden zu sehen! Ich habe mir schon alle Mühe gegeben — stets vergeblich!“

„Probire es einmal, und sag' zu ihr, sie sei die schönste, stattlichste Frau im ganzen Städtchen. Auf eine solche Schmeichelei wird zweifellos auch sie ein beifälliges Schmunzeln haben, und zugleich wird dadurch ihrer Eifersucht der Boden entzogen!“

(Acht Tage später.)

„Nun, hast Du meinen Rat befolgt?“

„Gewiß!“

„Natürlich gewünschte Wirkung erzielt! Habe keinen Augenblick gezweifelt!“

„Ja, warum nicht gar!... Sie gab mir zur Antwort: „Da hast Du natürlich wieder alle Weiber von der ganzen Stadt angaffen müssen, bis Du das herausgefunden, Du...!“ —

— Unschädlich. Musikschülerin (die ein Zimmer mieten will): „Glauben Sie, wenn ich Klavier spiele, daß es die Partei unter mir geniert?“

Hauswirt: „O nein — da heult so wie so der Hund den ganzen Tag!“ —

— Auf der Vicinalbahn. Passagier: „Warum geht denn der Zug nicht ab?... Die beiden Bauern, die da am Schalter stehen, sollen wohl noch mitkommen?“

Schaffner. „Ja. Der Stationsvorsteher redet ihnen 'Grab zu!' —“ („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Felix Philippis neues Schauspiel „Der grüne Zweig“ gelangt am 12. d. M. im Schauspielhause zur Aufführung. —

— Das kleine Theater bringt am nächsten Donnerstag die Premiere von Adolf Pauls „Doppelgänger-Komödie“. —

— Georg Engels neues Drama „Im Hafen“ erzielte bei der Erstaufführung im Hamburger Thalia-Theater nur einen äußeren Erfolg. —

— Das heutige Konzert des Berliner Tonkünstler-Orchesters im Deutschen Hof, Ludauerstr. 15, dirigiert Kapellmeister Robert Robitschek. Als Solisten wirken mit: Konzertmeister Gustav Kron und Albert Smit. Unter anderm kommt zur Aufführung ein Vändler für zwei Solobiolinen mit Begleitung des Streichorchesters von Karl Nishmann. —

— Das fünfte Sinfonie-Konzert der Königl. Kapelle ist auf Ende Mai verschoben worden. —

— Edward Elgars Oratorium „Die Apostel“ wird auf dem niederheinischen Musikfeste in Köln am 22. Mai die erste Aufführung in Deutschland erleben. —

— Karl Goldmark hat die Umarbeitung seiner dreialtigen Oper „Merlin“ vollendet. Das Werk wird nun Mitte Februar im Opernhause zu Frankfurt a. M. die Erstaufführung erleben. —

— Zugegangen ist uns: „Die Internationale. Ein Arbeiterlied“. Deutsche Ausgabe für vierstimmigen Männerchor. Dresden. Kadon u. Co. Preis der Partitur 25 Pf., der einzelnen Stimmen je 10 Pf.

— Im Theater an der Wien fand „Der neue Bürgermeister“, eine Operette von Ernst Gettke und Robert Pohl, Musik von Heinrich Berke, eine fremdliche Aufnahme. —

— Im Kunstgewerbe-Museum finden in den Monaten Januar bis März folgende öffentliche Vorträge statt: „Die Tracht der Kulturbölker Europas vom Altertum bis zur Gegenwart.“ Vortragender: Dr. Heinrich Döge. (Acht Vorträge, Montagabends 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr. Beginn: 11. Januar.) — „Malerische Decoration vom Mittelalter zur Neuzeit.“ Vortragender: Dr. Oskar Fischel. (Zehn Vorträge, Dienstagabends 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr. Beginn: 12. Januar.) — „Geschichte der Sitz- und Lagermöbel“ (für Fachfreie). Vortragender: Professor Dr. Alfred Gotthold Meyer. (Acht Vorträge, Donnerstags, abends 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr. Beginn: 14. Januar.) —

— Der erste deutsche Volks-Hochschultag findet vom 10. bis 21. März in Wien statt. —

— Die vorjährige deutsche Städte-Ausstellung in Dresden hat einen Ueberschuß von 204 900 M. ergeben. Hiervon werden 98 900 M. an die beteiligten Städte als Kostenbeitrag zurückgezahlt; den Rest will die Stadt Dresden zu gemeinnützigen Zwecken verwenden. —